



Ein Funken Hoffnung für die Ghetto-Kinder: Bill Wilson in seiner **Sonntagsschule «Yogibear»** in Brooklyn, New York.

PICASA 2.7



Gottes Wort für junge Schweizer Christen: **«You can make a difference»**, ruft Bill Wilson in den Saal des Theater National, Bern.

ADRIAN MOSER

Gottes Werk und Teufels Beitrag

ALEXANDER SURY

Er hat seine Geschichte schon unzählige Male erzählt. Pastor Bill Wilson, Gründer von «Metro Ministries» in New York, der grössten Sonntagsschule in den USA, erzählt seine Geschichte auch im Theater National in Bern vor 800 überwiegend jungen Menschen. Und er erzählt sie alles andere als routiniert, mit einer voluminösen Stimme, oft stockend, mit dramatischen Pausen – so, als würde er zum ersten Mal Zeugnis ablegen von diesem «Wendepunkt in meinem Leben».

Es war im Sommer 1961 in der Nähe von St. Petersburg in Florida; der knapp 14-jährige Bill begleitete seine Mutter zur Arbeit in einem Restaurant; die Familie war – ohne festen Wohnort – schon auseinandergebrochen, der Vater starb bald darauf in einer Lungenheilstanstalt. Der junge Bill war ein stotternder Aussenseiter, unterernährt und verwahrlost, mit Löchern in den Hosen.

Plötzlich hörte er seine Mutter neben sich murmeln: «Ich kann das nicht mehr.» Sie wendete sich zu ihrem Sohn und sagte, er solle hier auf sie warten. «Es war ein erhöhter Schacht aus Zement am Strassenrand», erinnert sich Bill. Die Gemeinde lauschte gebannt. «Ich wartete dort drei Tagelang, aber sie kam nicht wieder.» Bill Wilson hat seine Mutter nie wiedergesehen. Ein Mann, der auf der anderen Strassenseite wohnte, sprach ihn schliesslich an und versorgte ihn. «Er war ein gewöhnlicher Mensch», sagt Bill Wilson, «und er war ein Christ.»

Über ihn fand Bill Wilson Kontakt zu einer Kirche, konnte ein Jugendcamp besuchen und entschloss sich später, eine Ausbildung zum Pastor zu absolvieren. «Ich war ein verlorenes Kind, das niemand wollte – ausser Gott.» Er lässt diesen Satz nachwirken. Oft habe er sich gefragt, was der Sinn dieser traurigen Kindheit ohne Liebe und Geborgenheit gewesen sei. Heute wisser, dass es so sein musste: «Der Teufel versuchte mich als kleinen Jungen zu zerstören, denn er wusste, dass seine Macht dazu später nicht mehr ausreichen würde.»

Eigenartige Erscheinung

Das Publikum hängt an Bill Wilsons Lippen, organisiert wird die Veranstaltung von der ICF, einer überkonfessionellen Freikirche, die «modernen Menschen eine lebensbedingte Beziehung zu Gott ermöglichen will». Charismatische Redner wie Bill Wilson verkörpern diese «dynamische, zeitgemässe»

Pastor Bill Wilson ist Gründer von «Metro Ministries» in New York: Amerikas grösster Sonntagsschule. Er lebt freiwillig im Ghetto und war selber ein «verlorenes Kind». Aus europäischer Warte ist er wohl ein christlicher Fundamentalist. Er sagt: «Meine Arbeit spricht für sich.»

Kirche. Und seine Botschaft kommt an: «Gewöhnliche Menschen können mit Gottes Hilfe Aussergewöhnliches tun.»

Seit 1980 lebt Bill Wilson in New York und kümmert sich im Stadtteil Brooklyn mit seiner in einer ehemaligen Brauerei untergebrachten Sonntagsschule um «verlorene Kinder». Bushwick im Bedford-Stuyvesant-Viertel ist eine trostlose Gegend, ein fast ausschliesslich von Schwarzen und Latinos bewohntes Ghetto mit heruntergekommenen Sozialwohnungen – ein Stadtteil, wo der Teufelskreis von Armut, Vernachlässigung und Gewalt viele Kinder schon früh in Drogenhandel, Prostitution und Gangwesen abgleiten lässt.

Wilson's Organisation «Metro Ministries» erreicht mit rund 180 Mitarbeitern und über 400 Freiwilligen – darunter auch regelmässig Praktikanten aus der Schweiz – jede Woche über 20 000 Kinder. Eine kleine Armada von umgebauten Lastwagen erreicht als mobile Sonntagsschulen Kinder überall in New York; und jeden Samstag holen Busse die Kinder ab und bringen sie in die Sonntagsschule «Yogibear», wo Bill Wilson als wortgewaltiger Master of Ceremonies den Kindern von Jesus erzählt und – umrahmt von Songs, Spielen und Wettbewerben – über die Konsequenzen von richtigen und falschen Entscheidungen spricht; er betont dabei die Bedeutung von Respekt und Autorität – und er ermutigt die Kinder, sich in der Schule einzusetzen.

«Wissen Sie, es ist wichtig zu wissen», sagt Bill Wilson, «dass Metro Ministries nicht etwas ist, was ich tue, sondern es ist das, was ich bin.» Wir sitzen in einem schmucklosen Konferenzraum in der Industriezone am Rand von Lys, hier befindet sich der Hauptsitz des Schweizer Zweigs von Metro Ministries, der sich vor allem in Rumänien bei Roma-Kindern engagiert. Es ist der Tag nach seinem Auftritt in Bern. Die Atmosphäre hat er genossen, lauter junge, aufgestellte Christen. 200 Menschen hängten aus Platzgründen abge-

wiesen werden müssen, erzählt er. Bill Wilson ist wieder einmal auf Tour in der Schweiz und in Deutschland, er spricht über seine Arbeit und sammelt Geld. Er ist eine eigenartige Erscheinung, er wirkt wie eine Mischung aus Esoterik-Guru und Alt-Hippie in Jeans und grossem Holzfäller-Hemd. Mit seinen schulterlangen Haaren und dem schmalen Gesicht ähnelt er dem ehemaligen Rolling-Stones-Bassist Bill Wyman. Sofort kommen dem skeptischen Agnostiker mitteleuropäischer Provenienz die einschlägigen amerikanischen Fernsehangelegenheiten in den Sinn, oft dubiose Arbeit für sich selber.« Sein Händedruck ist fest, er schaut einen dabei mit einem durchdringenden Blick an. Seine linke Wange ist etwas eingefallen – eine Erinnerung an einen Überfall vor fünf Jahren, als ihm einer der Räuber die Waffe in den Mund schob und abdrückte. Weil sich Bill Wilson heftig wehrte, durchschlug das Projektil «nu» die Backe. Wilson kann diese Liste noch beliebig verlängern: Attacken mit Messern, einmal traktierte ihn ein Angreifer mit einem Ziegelstein, einmal wurde er von einem Hausdach gestossen, er überlebte Tuberkulose und Hepatitis. «Aber, hey», ruft er und breitet lächelnd die Arme aus, «ich bin immer noch da, was könnte mich in Gottes Namen nach allem, was ich erlebte habe, noch aus Bushwick vertreiben? Wohl nicht.»

In seinem autobiografischen Buch «Verlorene Kinder» (englischer Originaltitel:

«Whose child is this?») schreibt Bill Wilson: «Wenn wir erleben wollen, dass die kommende Generation verändert wird, dann müssen wir den Kindern Werte vermitteln, solange sie noch jung sind.» Er glaubt an «vorbeugende Medizin», sei es doch sehr viel einfacher, «Kinder zu formen, als Männer und Frauen wieder auf den richtigen Weg zu bringen». Deshalb sind es vor allem Kinder zwischen 5 und 12 Jahren, die Metro Ministries erreichen will. Wenn er sich in seiner «neighborhood» in Brooklyn umschaue, sagt Wilson, dann müsse er feststellen, dass das System der öffentlichen Schulen als Wertevermittler versagt habe, aber auch die überforderten Eltern überliessen ihre Kinder allzu oft dem Fernseher. Und die Kirchen? «Die Kirchen bestreiten ihre Kinderarbeit, wenn überhaupt, mit belanglosen und veralteten Programmen.» Die Abwärtsspirale seit den Sechzigerjahren, als Rassenunruhen zahlreiche US-Grossstädte erschütterten, erklärt Bill Wilson aus einem Zusammenwirken mehrere Faktoren: «Familien zerfallen unter dem Armutsdruck, soziale Institutionen überlassen die Krisengebiete sich selber, und die Politik ist oft korrupt.» Er glaubt auch, dass sich die USA von den Zeissproben aus der Zeit des Vietnamkriegs und Watergates bis heute nicht wirklich erholt haben.

Aber da ist er, Bill Wilson, seit nunmehr 28 Jahren uner müdlich an der Front wirkend, eine Kämpfernaut, die sagt: «Ich habe mich immer gewundert, wieso nicht mehr christliche Hilfswerke in New York aktiv sind, denn die Stadt ist eine offene Türe und bietet unendliche Möglichkeiten für Christen, ihre Nächstenliebe zu leben.» Aber die Angst vor den Ghetto und der Gewalt sei offensichtlich grösser. Für Wilson stand immer ausser Frage, dass er auch dort leben wollte, wo er arbeitete. Er war und ist – abgesehen von einigen seiner Mitarbeiter – bis heute der einzige Weise in dieser Umgebung: «Du musst dir das Recht, gehört zu werden, dort erst einmal verdienen.» Die-

se Menschen hätten viele weisse Sozialarbeiter und Kirchenvertreter mit den besten Absichten kommen und gehen sehen. Wer dort mit ihnen zusammenlebe (und nicht täglich aus einem geschützten «suburb-anreise», werde ganz anders wahrgenommen. Bill Wilson mustert sein Gegenüber und holt tief Luft: «Es geht dort nicht darum, wie intelligent du bist. Den Menschen ist es vollkommen egal, wie viele Diplome an deiner Wand hängen – das alles ist bedeutungslos, wenn du Hunger hast, krank bist oder an Aids leidest.»

Deshalb bietet Metro Ministries auch eine ganze Reihe von Beratungsdiensten an, angefangen bei Schul- oder Familienproblemen über Drogenprävention und Freizeitprogramme für Jugendliche bis zu Essens- und Kleiderabgabe für bedürftige Familien. «Wir bieten umfassende Dienste an für Körper, Seele und Geist.»

Man muss auf die Kinder zugehen

Die Versuchung liegt nahe, Bill Wilson mit seiner Erfahrung und seinem Background über den richtigen Umgang mit schwierigen Jugendlichen zu befragen. Immerhin kommt er aus Verhältnissen, vor denen wir uns fürchten (und die manche bereits als Teufelswerk an die Wand malen): die Tristesse der Wohnghettos und Innenstadtbzirkel. Er hat während seines Schweizer Aufenthalts von den Jugendlichen gehört, die an der Locarneser Fasnacht einen jungen Mann zu Tode prügeln; er weiss auch um die Probleme mit kriminellen Jugendlichen mit Migrationshintergrund. «Mr. Wilson, in der Schweiz ist die Ratlosigkeit gross, es grassiert die Angst vor der Jugend, der Ruf nach härteren Strafen wird lauter, die Appelle an Härte, Strenge und mehr Autorität häufen sich – was soll man tun?» Wilson, der zupackende Praktiker, lässt keinen Zweifel darüber offen, dass die Bibel für ihn auch in Erziehungsfragen das Fundament ist und «ziemlich klare Richtlinien» formuliere, auch wenn es immer wieder Interpreten gebe, die diese verwässerten. «Wenn Sie meine Antwort in aller Kürze hören wollen: Wir müssen auf diese jungen Menschen zugehen.»

Bei Metro Ministries begnüge man sich auch nicht mit der wöchentlichen Sonntagsschule. Regelmässige Hausbesuche bei allen Kindern, die in die Sonntagsschule kommen, seien zentral für den Aufbau einer persönlichen Beziehung: «Wenn du die Leute wirklich erreichen willst, musst du

dich um sie bemühen, ihnen zeigen, dass du dich für sie interessierst.» Er und seine Mitarbeiter gehen zu den Menschen nach Hause: das ist nicht immer angenehm, teils sogar gefährlich. Vertreter von Metro Ministries sind regelmässig Zeugen von häuslicher Gewalt und fanden auch schon die Leichen von Müttern, die umringt waren von ihren schreienden Kindern.

Sofern er nicht gerade auf Vortragsreisen ist, macht Wilson zusammen mit Mitarbeitern jeweils am Freitag Hausbesuche, und wann immer möglich fährt er am Samstag eine Busroute und sammelt Kinder für die Sonntagsschule ein. Bill Wilson sucht das direkte Gespräch im Namen Jesu – und ernst dafür von Kritikern den Vorwurf, er wolle die Kinder einer «Gehirnwäsche» unterziehen. Nein, ein Sofie ist er nicht, er spricht wenn nötig auch die Ghettopsache, er kann renitente Kinder in der Sonntagsschule mit markigen Worten zum Schweigen bringen, er hat autoritäre Seiten, und es wird ihm vorgeworfen, dass er Kinder mit Geschenken und Süttigkeiten in die Kirche locke. Er aber kontert vehement: «Ich werde im Rahmen des ethisch Erlaubten alles tun, um die Aufmerksamkeiten dieser Kinder zu erlangen. Wir können es uns nicht leisten, die Kinder wegzufahren.»

Bill Wilson, der rhetorisch brillante Prediger, scheut nicht davor zurück, drastische Worte zu wählen: Wenn die Erziehung der Kinder nicht grundsätzlich eine «Revolution» erfahre, werde die amerikanische Nation von innen heraus zerfallen, es werde kein wirtschaftlicher, sondern ein «moralischer Zusammenbruch» sein. Und wer würde Bill Wilson ernsthaft widersprechen wollen, wenn er jede christliche Supermann-Attitüde von sich weisend, auf eine simple Wahrheit hinweist: Kinder benötigen nicht Erwachsene, die alle Antworten wüssten, es genüge, wenn jemand bereit sei, ihnen und ihrem Umfeld zur Seite zu stehen. «Aber dies ist nicht ohne Opfer möglich», sagt Bill Wilson.

«Religiöse» und «Christen» Mittlerweile hat Bill Wilsons Arbeit viel öffentliche Anerkennung erfahren – staatliche Unterstützung gibt es indes immer noch nicht. 1992 berief ihn Präsident Bush senior in die «National Commission on America's Urban Families». Er war der einzige Ghettobewohner in diesem Gremium, in dem Leute wie der spätere Justizminister John Ashcroft Einsitz hatten. Er führte die Politiker

auch durch seine Gegend, dies sei ein «ein ziemlicher Augenöffner» gewesen. Politiker lebten eben recht abgeschottet von der Realität. Die New Yorker Behörden haben «Metro Ministries» als mitverantwortlich dafür gewürdigt, dass sich das Quartier Bushwick in eine positivere Richtung entwickle. Die «Zero tolerance»-Politik des ehemaligen Mayors Rudy Giuliani und die damit verbundene dramatische Senkung der Kriminalität in New York anerkennt Bill Wilson

zwar, aber man kann zwischen den Zeilen unschwer heraushören, dass er Politiker nicht unbedingt schätzt, die sich in der Pose des Sheriffs grossmundig «Tough on Crime» ans Revers heften, hauptsächlich auf Repression setzen und die sozialen Wurzeln der Probleme meist ausblenden.

Aus der ganzen Welt kommen mittlerweile Fachleute nach New York, um die Arbeitsweise von Bill Wilson und seinem Mitarbeiter zu studieren. Nicht ohne Stolz erzählt er, dass ihm vor einiger Zeit drei Beamte von Scotland Yard die Aufwartung machten. Sie waren auf der Suche nach Strategien gegen die zunehmende Jugendgewalt in London: «Sie wollten wissen, wie ich es schaffe, eine so grosse Zahl von Jugendlichen in den Griff zu bekommen und positiv zu beeinflussen.» Und was hat er den Briten mitgegeben? Er räuspert sich und faltet die Hände: «Eigentlich ist es einfach: Es muss eine persönliche Verbindung geben zwischen den Politikern und Behörden auf der einen Seite und den Menschen in den Ghetos andererseits.»

Glaubwürdigkeit Politik sind also gefordert, die ihren Worten auch Taten folgen lassen. Den amtierenden amerikanischen Präsidenten schätzt Wilson als «wirklichen Christen». Überhaupt besteht für Bill Wilson ein grosser Unterschied zwischen «religiösen Menschen und Christen». Erstere hätten durchaus auch Überzeugungen, «aber die basieren nicht notwendigerweise auf den Lehren Jesu». Spricht hier der Fundamentalist, oder tut man ihm damit Unrecht? «You know, in the end of the day», sagt Bill Wilson, entscheide sich alles an der Frage: «Who is Jesus? Ist er wirklich der einzige Sohn Gottes oder nicht? Wenn du das glaubst, dann bist du ein Christ. Das ist für mich die Demarkationslinie.»

Er verwendet einen militärischen Ausdruck. Und irgendwann hat Bill Wilson auch etwas von einem Feldherrn, der im Feindesland seine Armeekommandiert, um die Leute und die Seelen der unschuldigen Kinder

zu retten. Wenn man ihm gegenübertritt, spürt man das, was die Amerikaner mit «driven» bezeichnen – ein von seiner Mission bis zur Selbstaufgabe erfüllter Mensch.

Es müsse Leute geben, die stark genug seien, die Gesellschaft mit unangenehmen Wahrheiten zu konfrontieren, ist Wilson überzeugt: «Diese jungen Menschen, die zum Beispiel in der Schweiz schreckliche Gewalttaten verüben, sind nicht dumm, die wissen genau, was sie tun.» Aber man müsse ihnen die «options» aufzeigen, sie brauchen Herausforderungen. Es gebe in der Generation der 15- bis 25-Jährigen viele, die auf diesen «call» warteten, das habe er auch in der ICF-Kirche in Bern gesehen – «junge Menschen, die sich danach sehnen, etwas Sinnvolles zu tun». Aber hier müssten die Kirchen endlich reagieren, grosse Änderungen seien überfällig, die zeitgemässe Vermittlung des Evangeliums stehe im Vordergrund. «Dazu darf man den direkten Kontakt mit der Jugend jedoch nicht scheuen» – und er lässt zur Illustration beide Fäuste wuchtig aufeinanderprallen.

Ein Wunder? – Oh sure!

«Schauen Sie, ich war in den ersten neun Jahren in Brooklyn der komische weisse Typ, der nicht dorthin passte, es gab viele Anfeindungen, es waren wahrscheinlich die schmerzhaftesten Jahre in meinem Leben.» Dachte er nie ans Aufgeben? «Sure», und er lächelt breit, er sei doch auch nur ein «normal guy». Nachdem er einmal bei einem tätlichen Angriff von einem Ziegelstein am Kopf getroffen wurde, erblindete er auf einem Auge; und als gleichzeitig auch Mitarbeiter Zielscheibe von Gewalttaten wurden, «gab ich innerlich auf». Er kaufte sich ein Flugticket und wollte New York für immer verlassen.

Aufgewühlt ging Bill Wilson erst in den frühen Morgenstunden zu Bett und stellte den Wecker auf sechs Uhr, um rechtzeitig den Flughafen zu erreichen. «Als ich erwachte, konnte ich wieder mit beiden Augen sehen.» Ein Wunder? «Oh sure!», in solchen Momenten schein die Wahrheit auf. Er spürt die Skepsis des Agnostikers. «Sie können mich ruhig belächeln. Alles, was ich sage, ist: Ich habe diese befreiende Wahrheit erlebt, und diese Erfahrung kann mir niemand nehmen.»

Im Theater National hat er am Vorabend auch von Kindern gesprochen, denen er nicht helfen konnte, die zu Tode geprügelt wurden von ihren Eltern. «Aber ich habe

auch viele wunderbare Geschichten erleben dürfen in all den Jahren, von Kindern, die sich wie Raupen in Schmetterlinge verwandelt haben» – und die ihm später geschrieben und gedankt hätten für all die Hilfe. «Und ein schönes Nebenprodukt der Arbeit ist, dass unter den Mitarbeitern zahlreiche ehemalige Kinder sind, die Jesus durch unsere Sonntagsschulen kennengelernt haben.»

Entlassen mit seinem Segen

Wer ihm am Vorabend zugehört habe, der wisse das – ja, der kennt die Botschaft: «Gewöhnliche Menschen, die aussergewöhnliche Dinge tun, müssen dabei mit aussergewöhnlichen Angriffen rechnen.» Er lächelt. Beim Abschied fragt er unvermittelt, ob er den Interviewer segnen dürfe. Überrascht erinnert man sich an einen Ausspruch des Pastors von der ICF-Kirche am Vorabend: «Don't argue with the blessing» – wenn dich jemand segnen will, nimm es an. So legt Wilson beide Hände auf die linke Schulter des Besuchers, schliesst die Augen, beugt sich vor; gleichzeitig senken auch die beiden anwesenden Schweizer Mitarbeiter von «Metro Ministries» ihre Köpfe und verharren schweigend.

Mit seiner tiefen Stimme hebt Bill Wilson an und bittet Gott, er möge über diesen Mann wachen und dafür sorgen, dass er bereit sei, wenn ihn den Ruf erteile. Seine Hände auf der Schulter sind warm, kein unangenehmes Gefühl. Nachdem er geendigt hat, schüttelt er einem die Hand und sagt: «Es war gut, Sie zu sehen.» War das jetzt ein Bekehrungsversuch oder einfach seine Art, sich von jemand zu verabschieden? Solcherart beschenkt, verlässt man die Gebäude und sieht draussen lachende Kinder, die in einem Garten spielen. Im National hatte der Gastgeber der ICF-Freikirche darauf hingewiesen, dass eine Kinderpatenschaft bei «Metro Ministries» nur 35 Franken im Monat koste – «Hey, das sy drü Big-Mac-Menüs, das isch nüt!» Bill Wilson hatte es etwas pathetischer ausgedrückt: «Du kannst vielleicht keine Nation und keine Stadt verändern, aber du kannst das Leben eines Menschen verändern.»

Jedes Jahr pilgert Bill Wilson übrigens nach Florida und besucht die Strassenecke, an der er von seiner Mutter vor bald einem halben Jahr wieder ausgesetzt worden ist. Diese Reise unternimmt er allein. Vielleicht ist dieser Ort, wo er einst in grösster Verzweiflung wartete, heute seine Kraftquelle.

MUNDART

Niidratsig

PETER WYSS

Mier siin am Holzen gsiin und hein an em mächtigen Stock umhanknorzed, was stetzig an em Bboord ischt gglägen und e Teil vo siine Wwirzen wie griislechi Aermle in d Luft greckt hed. Aes ischt e gnietegi Arbeit gsiin. Due hed Peetsch gseid: «Das ischt en niidratsiga Fotzelstock, mier täten nen gschieder sprenggän old den bruuche mer en Berater fir ds Stocknen. Berater gid's ja afen bald fir alles!»

In iisers Glächter hed vom Huusli har glicklicherwiis die alt Chuehglongen tshangged und zum Zmittag grieft. Und mier hein no so gaären de Stock lan Stock siin. O, wie herrlich ischt das alben, we rma cheun zun em gueten Mählti zu ehisitzän, waa d Muetter aber eis us schier Niid zstanz braacht hed. Aes hed Gattig gmacht, Chrigel heigi über die Sach von der hiitigen Beraterii miessen naahisinnän.

«Warum ischt das ächt eso?»

Waa mier due afen vom Täller hein chennen uufgsehn, seid är: «Ja, hiitzutags biete sech vor Waglen (=Wiege) bis zum Sarg Berater an: Mieterberätig, Väterberätig, Scheenhetsberätig, Bruefsberätig, Läbesberätig. Und leschtin han i von em Komposchtberater ggläsen, und wen an em Ort es Unglick passierd, siin professionell Berater fir die Betroffnenen da.» Dani heicht da in: «Mier siin en berätigsbedürftig Gseltschaft worden, usgrächned mier, waa doch eso vil wisslen und chennän.

Warum ischt das ächt eso?» D Muetter druf: «Vilicht wil mier vor luuter Wissen und Schaffen und Jagen na Zilen, waa nid halte, wvas si versprächen, nimma derzue chemen, über iis naahizzdeichen, über das, was Hindergrund und Zil von iisem Läben ischt. Daderzue bruucht's still und die ti mriier leider vil zvil us em Läben dänna organisierän. Da chennst ihr froh siin, das ihr aber eis in der Still vom Wald z tuen heid. Da bruuchid ihr wäiger egchne Berater. Da chunnd ewch ds Neetiga o bin däm irbelgäbigen Stock i Sin.»

Uf metalin Luthers Pult e Zedel

Mid däm Muetterwort siin mier due umhi i Wwald und hein am Aaben dän Stock glicklich zertromed ghäbän. Mier ischt bin dären Arbeit no es Weertli dir e Sin ggangen, waa Peetsch am Morge bbruuchted und isch ollanngamm hiered ghüchän: «niidratsig». Das heisst Ding, tier old Menschen, waa egghen Rat bie sich hein, also «untauglich, unbrauchbar» siin. Den han i miessen echlein am Gspräch mich Zmittag wütersinnän. Wär, i wwas o geng, woldt old mues Berater siin, där mues Rat bie sich han, mues «ratsig» siin, suscht wird sil Rat «niidratsig» und stüfted Unheil.

Na em Tod vom Martin Luther am 18. Homer 1546 hed ma uf siim Pult e Zedel mid der Notiz gfundän: «Den Vergil in seinen Bucolicis (Hirtengedichten) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. Den Vergil in seinen Geographicis (Landwirtschaftsgedichten) kann niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Ackermann gewesen. Den Cicero in seinen Episteln kann niemand verstehen, er habe denn fünf und zwanzig Jahre in einem grossen Gemeinwesen sich bewegt. Die Heilige Schrift meine niemand genussam geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinde regiert. ... Neige dich tief anbetend vor ihren Spuren! Wir sind Bettler, das ist wahr.» (Vergil 70 v. Chr.–19 v. Chr., römischer Dichter. Cicero 106 v. Chr.–43 v. Chr., römischer Staatsmann.)

Uf gueta Rat aggwisän

Mier siin geng eis und mengischt unerwartet zum Raten grieft. Der Luther zeigt i siim leschte Wwort, uf was es derbie achundm. Mi mues sich i ds Läben und Wäsen vom Gägenuber chennen vertiefän. Das bruucht Zil und es läbellängs Ueben im Umgang mid sine Mridmenschän. Und äs bruocht es Uufgän von aller Überhäbblichkeit, was sich bim Berater eso liecht ischlicht. «Wir sind Bettler, das ist dieser Ort, wo er einst in grösster Verzweiflung wartete, heute seine Kraftquelle.